

1. Liebe, Familie und Co-Elternschaft: Eine Einleitung

1.1 *What is love? Baby don't hurt me*¹ – Liebe als Sehnsuchsquell oder Qual

»Liebe ist das einzige, was sich verdoppelt, wenn man es teilt.« (Albert Schweitzer)²

Liebe gilt als zentraler Sehnsuchsquell und Fluchtpunkt der Moderne. Kaum ein Thema ist mehr beredet, besungen, beschrieben, gemalt, verfilmt und von der Kultur- und Konsumindustrie bemüht worden. Die Irrungen und Wirrungen der Liebe füllen unzählige Romane, Filme und so manchen Krimi. Im Alltag vieler Menschen ist die Liebe, ihre Erfüllung oder Nichterfüllung, aber auch ihre tagtägliche Ausgestaltung sehr präsent. Schon Kierkegaard hat sich trefflich dazu geäußert, wenn auch stellvertretend über die Heirat statt über die Liebe:

»Heirate, du wirst es bereuen; heirate nicht, du wirst es auch bereuen; heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen; entweder du heiratest oder du heiratest nicht, du bereust beides.« (Sören A. Kierkegaard, *Entweder – Oder*, 1975 [1843]: 49)

So mancher (Tag- und) Nachttraum dreht sich also um das hoffnungsfrohe Herbeisehnen der Liebe oder um ihre schmerzhaft bis abgrundtiefe Enttäuschung. Kaum ein Mensch ist vorstellbar, der niemals Liebe erlebt oder sie

1 So ein bekannter Songtext von Haddaway aus dem Jahre 1993 (<https://genius.com/Haddaway-what-is-love-lyrics>, Zugriff 27.2.2020).

2 <https://www.pinterest.de/pin/> (Zugriff 27.2.2020).

sich nie gewünscht hätte. Trotz dieser offenkundig hohen Relevanz macht die Wissenschaft, jedenfalls im deutschsprachigen Raum, in der Regel einen großen Bogen um die Liebe. Liebe ist allenfalls ein randständiges Thema in der Philosophie (etwa Honneth 1992, 2011; Krebs 2002), der (feministischen) Psychoanalyse (zum Beispiel Benjamin 1988), Sozialpsychologie (zum Beispiel Bierhoff/Grau 1999; Grau/Bierhoff 2003)³ und Attraktivitätsforschung, Literaturwissenschaft und in einigen Verzweigungen der Familiensoziologie (etwa Burkart 1997, 1998, 2000, 2018; Hahn/Burkart 1998, 2000; Lenz 2009; Bethmann 2013) oder der neueren Emotionssoziologie, affekttheoretischen Ansätzen und den gerade entstehenden »Love Studies« (Jónasdóttir/Ferguson 2014). Wer sich mit Liebe wissenschaftlich beschäftigt, wird nicht selten belächelt oder nicht für voll genommen – so mancher hält Liebe für ein vermeintlich irrationales, weiches, weibliches Thema. So hat Liebe es zu Unrecht nie ins Zentrum der Wissenschaften geschafft, auch wenn soziologische Klassiker wie Max Weber (1988 [1920; 1916]), Georg Simmel (1985a [1921/22]) oder Niklas Luhmann (1982) sich wohl damit beschäftigt haben.

Doch was ist Liebe und wozu braucht man sie überhaupt?⁴ Liebe ist zunächst im Alltagsverständnis ein starkes *Gefühl*, das man fühlt und das sich auf eine andere Person bezieht, auf ein starkes Hingezogensein zu und ein Verbundensein mit diesem Anderen. Sozialwissenschaftlich wird Liebe aber selten als Gefühl betrachtet, sondern häufig als gesellschaftliche *Semantik*.⁵ Damit ist mit Niklas Luhmann der »Vorrat an bereitgehaltenen Sinnverarbeitungsregeln« (Luhmann 1993: 19) gemeint. Liebe gilt hier nicht als Gefühl, sondern als kulturelles Muster, nach dem sich Gefühle *bilden* und *ausdrücken* lassen (Luhmann 1982: 23). Auch in dem vorliegenden Buch wird Liebe theoretisch zunächst als Semantik gefasst. Zudem sind auch die von den Einzelnen empfundenen Gefühle und die berichteten Praktiken von Interesse. Affekt-

3 Hier wird Liebe insbesondere unter biologischen, emotions- oder kognitionspsychologischen Aspekten untersucht.

4 Einige der hier und in Kapitel 2 dargelegten Gedanken wurden ähnlich auch in den Kapiteln zu Liebe in Wimbauer (2003, 2012) präsentiert.

5 Neben der Fassung von Liebe als Semantik (wie in der Soziologie oder Literaturwissenschaft) oder als Gefühl (wenn, dann eher in Psychologie, Philosophie und Emotionssoziologie sowie affekttheoretischen Ansätzen etwa der Queer Theory) gibt es auch Ansätze, Liebe als Praxis zu verstehen (etwa Koppetsch/Burkart 1999; Burkart 2018) oder nach Semantik und Praxis – und Divergenzen zwischen beidem – zu fragen (etwa ebd.; Lenz 2009: 275ff.; auch Wimbauer 2003, 2012; Wimbauer/Motakef 2017a,b).

und praxistheoretische Überlegungen werden also miteinbezogen, nicht zuletzt auch bei der Frage nach möglichen Differenzen zwischen gesellschaftlicher Semantik und gefühlter wie gelebter Praxis.⁶

Nun ist die Semantik von Liebe wandelbar: Was unter Liebe verstanden wird, kann sich im historischen Verlauf und zwischen verschiedenen kulturellen Räumen unterscheiden. Entsprechend gibt es verschiedene Formen von Liebe, von denen einige schon in antiken Schriften erwähnt wurden – worauf ich im Laufe des Buches zurückkommen werde. Beschränkt man sich, was in dem vorliegenden Essay – aus Platzgründen – weitgehend der Fall ist, auf den globalen Norden und den deutschsprachigen Raum, so sind einige nennenswerte Liebesformen folgende: Wichtig waren bereits in der Antike die Freundschaft oder Freundesliebe (die altgriechische *Philía*, als geistige oder platonische Liebe, und die lateinische *Amicitia*), Eros als geistiges Begehren von Vollkommenheit, aber auch als leidenschaftliche, körperliche Liebe (Eros, Amor) oder die in der griechischen Antike verbreitete Knabenliebe. Zu erwähnen sind weiter die Minne, die *Amour fou* oder die vernünftige Liebe (Burkart 2018). Erst mit der Romantik und dem aufsteigenden Bürgertum verbreitete sich die Idee der romantischen Liebe. Weiter gibt es die Elternliebe und vor allem die als bedingungslos gefasste Mutterliebe, deren Erfindung seit der Aufklärung im Anschluss an Rousseau Elisabeth Badinter (1981 [1980]) eindrucksvoll herausgearbeitet hat. Das Pendant einer Vaterliebe wurde hingegen niemals ähnlich wirkmächtig erfunden. Wichtig sind zudem die Menschenliebe oder Philanthropie, die christliche Caritas als tätige Nächstenliebe,⁷ die »im anderen Menschen Gott zu lieben sucht« (Luhmann 1982: 101) oder die *Com-munitas* als Solidarität und Art von Gemeinschaftserleben (Burkart 2018: 277). Blickt man in andere kulturelle Kontexte, so wäre etwa die aus der buddhistischen Lehre stammende *Metta*⁸ als liebende Güte oder umfassende Allgüte zu nennen, und nicht zuletzt sei die Gottesliebe oder universelle Liebe als *Agápe* genannt.⁹

6 Bzw. genauer: der von den Einzelnen erzählten und dargestellten gefühlten wie gelebten Praxis.

7 Sie umfasst etwa, anderen zu helfen, Einsame zu besuchen, Kranke zu pflegen, Leidende und Trauernde zu trösten (siehe u.a. <https://bistum-osnabrueck.de/caritas-liebe/> und <https://www.caritas-wuerzburg.de/die-caritas/was-ist-caritas/>, Zugriff 13.12.19).

8 In Pali *mettā*, in Sanskrit *maitrī* ›Freundschaft‹.

9 Einige dieser Liebesformen und ihre historische Entwicklung werden u.a. von Burkart (2018, insbesondere Kapitel 3) und von Luhmann (1982) vorgestellt.

Fokussiert man spezifisch die westlich-europäische Gegenwart und Paarbeziehungen, so ist die romantische Liebe zwischen zwei Erwachsenen zentral – oder, im Falle des unglücklichen Verliebtseins oder des Nicht-mehr-geliebt-Werdens: die nicht erwiderte (romantische) Liebe einer Person zu einer anderen. Die romantische Liebe gilt heutzutage als einzig legitimer Grund für eine Paarbildung (Lenz 2009: 282) und als der wesentliche Kitt von Paarbeziehung, Ehe und Familie.

Die vor- und frühmoderne Ehe hingegen wurde in der Regel aus ökonomischen Gründen geschlossen und oft arrangiert, sie sollte zudem eine »vernünftige« Ehe sein (siehe Kapitel 2.1). Die leidenschaftliche und romantische Liebe außerhalb (oder selten auch in) der Ehe galt als Gefährdung des sozialen Zusammenhaltes durch deren (angebliche) Irrationalität (u.a. Burkart 2018: 66). Erst mit der sich ausbreitenden Romantik im 18. Jahrhundert und dem Aufstieg des Bürgertums seit dem 19. Jahrhundert erlebte die romantische Liebe nach und nach ihren »ungeheuren Kulturerfolg« (Tyrell 1987: 591). Von ihrer flächendeckenden Verbreitung als Leitbild und als Praxis kann allerdings erst im *golden age of marriage and the family* der späten 50er bis frühen 70er Jahre des 20. Jahrhunderts gesprochen werden. Seit dieser Zeit hielt sie auch ihren umfassenden Einzug in die Kultur- und Konsumindustrie und ging, so der Tenor im Werk von Eva Illouz (2003 [1997], 2006), ganz neue Allianzen mit dem Kapitalismus ein (ähnlich auch Burkart 2014; kritisch Wimbauer 2012). Zu dieser Zeit setzte zudem ein weiterer Leitbildwandel hin zu einem egalitären Partnerschaftscode ein, der aber bis heute nicht eingelöst ist (u.a. Koppetsch/Burkart 1999; Koppetsch/Speck 2015; Wimbauer 2012; Wimbauer/Motakef 2017b).

Doch zurück zur romantischen Liebe. Mit dem Aufstieg der Moderne wurde Liebe – als irrationales Gefühl abseits jeder Logik, aber auch abseits von Entfremdung – in der von religiösen Transzendenzerfahrungen befreiten Gesellschaft zum neuen Heilsversprechen, so etwa bei Max Weber (1988 [1920; 1916]) oder Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1990). Gerade in der entzauberten, nicht selten feindseligen Moderne wurde die romantische Liebe kulturell enorm aufgewertet und zum höchst erstrebenswerten Gut (Tyrell 1987; Lenz 2009; Burkart 2018; Wimbauer 2003, 2012), zum Hafen in einer herzlosen Welt (Hochschild 1997).

Einige Modernisierungstheoretiker*innen schließen hier an: Individualisierungstheoretisch argumentiert, wird die Liebe zur irdischen »Nachreligion der Moderne« (Beck 1990) und gerät zum individuellen Heilsversprechen in

einer entzauberten und individualisierten Gesellschaft (ebd.). Ähnlich schrieb schon Max Weber über die Liebe (oder genauer: die Erotik):

»Allem Sachlichen, Rationalen, Allgemeinen so radikal wie möglich entgegengesetzt, gilt die Grenzenlosigkeit der Hingabe hier dem einzigartigen Sinn, welchen dies Einzelwesen in seiner Irrationalität für dieses und nur dieses andere Einzelwesen hat.« (Weber 1988 [1920; 1916]: 560)

In der Liebe beziehungsweise Erotik sieht er den Gegenpol zur Rationalisierung des modernen Lebens, denn »in der Unbegründbarkeit und Unausschöpfbarkeit des eigenen, durch kein Mittel kommunikablen, *darin* dem mystischen ›Haben‹ gleichartigen Erlebnisses« (ebd.: 560f., Herv.i.O.) wisse »sich der Liebende in den jedem rationalen Bemühen ewig unzugänglichen Kern des wahrhaft Lebendigen eingepflanzt, den kalten Skeletthänden rationaler Ordnungen ebenso völlig entronnen wie der Stumpfheit des Alltags« (ebd.). Damit wird bereits von Weber die Liebe »zum ›symbolischen‹, ›sakramentalen‹ Erlösungsversprechen stilisiert« (Wimbauer 2003: 90).

Niklas Luhmann lässt sich, wenn auch systemtheoretisch verortet, in diese Argumentationslinie einreihen. Als partikularistisches Medium stelle die Liebe einen Gegenpol zu den spezifischen, universalistischen Medien wie Geld, Macht und Wahrheit dar. Die romantische Liebe biete

»gleichsam Schutz und Halt gegenüber den dominanten Merkmalen der modernen Gesellschaft – gegenüber wirtschaftlichem Zwang zur Arbeit und Ausbeutung, gegenüber staatlichen Regulierungen, gegenüber der ins Technologische drängenden Forschung. Das bedrohte Ich rettet sich in die Liebe, regeneriert sich in der Familie.« (Luhmann 1997: 987f.)

Charakteristisch für die moderne, individualisierte und funktional differenzierte Gesellschaft sei eine allgegenwärtige »Inkommunikabilität der Icherfahrung« (Luhmann 1995: 133) und »Bodenlosigkeit der Reflexion« (ebd.), die »nur Kontingenz« offenlege (ebd.). (Romantische) Liebe biete eine Lösung für dieses Problem, indem sie für die Liebenden das Gebot zur Annahme der höchstpersönlichen Idiosynkrasien enthält (Luhmann 1982, 1997: 346). Luhmann betrachtete die Lösung dieses Problems qua Liebe (und vermutlich generell) allerdings als recht unwahrscheinlich.

Dass die romantische Liebe ein Heilsversprechen transportiert, aber zugleich ihr unweigerliches Scheitern schon in ihr selbst angelegt ist, formulierte einige Jahrzehnte früher bereits Georg Simmel. So lasse die (zweige-

schlechtliche) Liebe auf »die Überwindung der existenziellen Einsamkeit des modernen Individuums« (Wimbauer 2003: 93) hoffen:

»Die tiefe metaphysische Einsamkeit des Individuums, zu deren Überwindung alles Hinwollen von einem zum anderen nur ein ins Unendliche verlaufender Weg ist, hat in dem Verhältnis der Geschlechter eine besonders gefärbte, aber vielleicht am prinzipiellsten fühlbare Ausgestaltung gewonnen.« (Simmel 1985b [1906]: 196)

Doch, und hierin liegt das Paradoxon, sei »die Liebe die reinste Tragik: sie entzündet sich nur an der Individualität und zerbricht an der Unüberwindlichkeit der Individualität« (Simmel 1985a [1921/22]: 274).

Neben diesem ersten Problemkomplex, dem modernisierungstheoretischen Argument der internen Paradoxie und damit Verunmöglichung romantischer Liebe, sehen andere weniger grundlegende Probleme, aber zweitens große praktische Hürden: So steht der versprochenen »Überwindung des ›gezeichneten Ichs‹« (Beck 1990: 253) durch die Liebe eine dank wachsender Selbstverwirklichungsansprüche nahezu ins Unendliche gesteigerte Anspruchshaltung gegenüber. Die Diskursivierung der Beziehung steigert die Aushandlungs- und Diskussionsnotwendigkeiten erheblich und schließlich muss die Frage »Lieben wir uns noch?« nicht nur täglich, sondern auch täglich *positiv* beantwortet werden (Wimbauer 2003: 102; umfangreich Lenz 2009: Kapitel 3; Beck/Beck-Gernsheim 1990; Burkart 2018). Nicht zuletzt ist die permanente Arbeit an sich selbst und an der Beziehung enorm anstrengend.

Konflikttheoretische, kapitalismuskritische und feministische Forscher*innen kommen zu einem ähnlichen Fazit wie modernisierungstheoretische. Sie betonen allerdings nicht (nur) Paradoxien, die der romantischen Liebe immanent sind, sondern auch extern begründete Schwierigkeiten und Paradoxien: So bedrohe – als dritter Problembereich – der Kapitalismus und dessen auf Wachstum, Ökonomisierung, Profit und Ausbeutung zielende Wirtschaftsweise Nahbeziehungen und die Liebe (etwa Burkart 2014; Hornscheidt 2018; Hochschild 1997; Illouz 2003, 2006; Tazi-Preve 2017; Wimbauer 2003, 2012). Bereits nach der berühmten Kolonialisierungsthese von Jürgen Habermas (1981) greifen die Systemimperative auf die Lebenswelt über und lösen das verständigungsorientierte, kommunikative Handeln mitsamt der integrativen Sozialzusammenhänge auf.

Und schließlich wird, viertens, seit langem in feministischen und seit einiger Zeit auch queertheoretischen Perspektiven herausgestellt, dass Lie-

be – gerade in ihrer feminisierten, romantischen Form – ein durch und durch vermachtetes und patriarchales Unterdrückungsinstrument, ja eine jegliche Kritik zum Verstummen bringende Ideologie verkörpere (u.a. Bock/Duden 1977; Federici 2012; Tazi-Preve 2017). Ganz abgesehen davon, dass Liebe in der Moderne aufgrund der gesellschaftlichen Bedingungen, so Eva Illouz (2011), »weh« tun müsse – allerdings vor allem Frauen.

Entsprechend verweisen zahlreiche feministische Forscher*innen auf diverse gesellschaftliche Naturalisierungen mit Blick auf Liebe und Begehren, die die vermachteten und (geschlechter-)ungleichen gesellschaftlichen Verhältnisse stabilisieren und verschleiern. Beispielsweise kritisiert Elisabeth Brake (2012: 89ff.) die gesellschaftliche Amatonormativität,¹⁰ was die hegemoniale Norm bezeichnet, welche die dyadische, romantische Liebe und die darauf basierende Liebes-Paar-Lebensform fordert und gegenüber allen anderen Lebensformen privilegiert (ausführlich Kapitel 2). Wir bezeichnen hierbei die Norm der Paarförmigkeit als »Paarnormativität«,¹¹ Pieper und Bauer (2005) sprechen von »Mono-Normativität«. Diesen Konzepten vorgängig arbeiteten wegweisend Michael Warner (1991) die gesellschaftliche Heteronormativität und Judith Butler (1990) die heterosexuelle Matrix heraus. Durch beide Normenkomplexe werden Lebens- und Begehrensformen jenseits der Heterosexualität abgewertet, ausgegrenzt oder komplett ausgeschlossen. In Zusammenschau all dieser hegemonialen Normen ist die legitime, privilegierte und geforderte Lebens- und Begehrensform die Zweisamkeit des gegengeschlechtlichen, sich liebenden Paares. Nichtheterosexuelle Liebe ist hiernach Liebe (mindestens) zweiter Klasse, Liebe zwischen drei Erwachsenen erscheint als gesellschaftlich geächtet und ist juristisch in Deutschland, Europa und im globalen Norden nicht zulässig,¹² während ein liebesfreies Leben zumindest als unnormale, seltsame oder gar anrüchliche gilt. Feministische und queertheoretische Kritiker*innen arbeiten heraus,

10 »Amato«, aus dem Italienischen«, so Kruppa (2020: 183), »ist als ›Geliebte_r, geliebt werden‹ zu übersetzen«.

11 »Wir« meint hier u.a. Wimbauer/Motakef/Teschlade (2012: 186), Wimbauer/Motakef/Teschlade (2015: 49), Wimbauer/Motakef (2017a: 13, 27, 116), Wimbauer/Motakef/Teschlade (2018: 126) sowie Wimbauer/Motakef (2020: 52f.).

12 In Brasilien heirateten laut dpa und SPIEGEL (2017) 2015 drei Frauen, 2017 erstmals drei Männer in Kolumbien. Keine derartigen *polyamoren*, sondern *polygame* Ehen als in der Regel traditionelle Mehrehen zwischen einem Mann und mehreren Frauen werden, so terre des femmes (2019), in »einigen Staaten in Afrika und Asien (...) gesetzlich anerkannt oder zumindest nicht als rechtswidrig eingestuft«.

dass diese Normen dazu dienen, romantische Liebe weiterhin als natürlich, positiv und erstrebenswert erscheinen zu lassen und zugleich die ungleichen und unterdrückenden gesellschaftlichen Verhältnisse zu Ungunsten von Frauen und nichtheterosexuell-dyadisch Begehrenden zu stabilisieren und zu reproduzieren.

Ein fünfter Komplex umfasst erneut kapitalismuskritische Aspekte und zielt auf für diese Wirtschaftsweise zentrale Prinzipien wie Konkurrenz, Wachstum oder den Optimierungsimperativ. Mit der – erneut modernisierungs- und individualisierungstheoretisch argumentierten – Steigerung der Optionen hinsichtlich Lebensformen, -weisen und Partner*innenwahl stehen immer mehr Möglichkeiten zur Auswahl, nicht mehr nur der oder die Nachbar*in im Dorf. Nahezu die gesamte Welt wird on- und offline verfügbar, jedenfalls potentiell. Die Konkurrenz auf dem Partner*innenmarkt steigt, so etwa Illouz (2011).¹³ Kulturindustrie und kapitalistische Konsumwelt profitieren zudem, wenn den Einzelnen vorgegaukelt wird, dass es jederzeit und immer eine noch vorteilhaftere Option, eine noch bessere Partie geben könnte, ein*e Partner*in mit noch besserem Aussehen, noch mehr Attraktivität, mit einem größeren Einkommen, Auto, Haus, mit mehr Besitz, mehr Resilienz und Witz, besserem Sex, mehr Aufmerksamkeit, anregenderen Gesprächen, besseren Genen und der Aussicht auf noch klügere Kinder usw. usf.¹⁴ Allerdings können die Kapazitäten des Menschen nicht gleichermaßen wie die Produktmengen und Anforderungen des Kapitalismus wachsen. Die permanente Optimierung von sich, allem und jedem ist also nicht nur ziemlich anstrengend, sondern auch nicht ins Unendliche steigerbar, unter anderem aufgrund einiger Grundeigenschaften wie der Sterblichkeit des Menschen. Aber bereits vorher stößt der Optimierungs- und Steigerungsimperativ irgendwann an Grenzen, wie etwa Ulrich Bröckling

13 Konkurrenz bei der Partner*innenwahl ist nichts Neues. Sie war aber (wie die Wahlmöglichkeiten) womöglich kleiner, als auch die sozialen Kreise noch kleiner waren. Ohne für die Vormoderne zu plädieren, in der Ehen nicht selten arrangiert und vermutlich oft nicht ›glücklich‹ waren, wird dennoch von einigen die gegenwärtige Konkurrenz und Homogamie auf dem Partner*innenmarkt kritisch benannt. Diese Gegenwarts-kritik impliziert nicht, dass frühere Bedingungen deswegen besser oder gut gewesen wären.

14 Diesem grenzenlosen kapitalistischen Steigerungsprinzip wird beispielsweise in Konzepten einer Postwachstumsgesellschaft (z.B. Dörre/Rosa/Becker et al. 2019) versucht, Alternativen entgegensetzen, wobei aber in aller Regel Nahbeziehungen und Liebe ausgeklammert werden.

mit Blick auf das »Unternehmerische Selbst« (Bröckling 2007) und dessen »dunklen Seiten« (ebd.: 13) ausführt. Diese sind etwa die »Unabschließbarkeit der Optimierungszwänge, die unerbittliche Auslese des Wettbewerbs, die nicht zu bannende Angst vor dem Scheitern« (ebd.).

Sollen wir uns also von der Idee der romantischen Liebe am besten direkt verabschieden, wahlweise, weil sie ein schönes, aber nicht umsetzbares Versprechen oder ein lebenslanges Mohrrübchen ist, das uns Wirtschaft, Gesellschaft, Medien und Umfeld permanent vor die Nase halten? Ist sie zu entlarven und abzulehnen als ein zutiefst kapitalistisches und patriarchales Unterdrückungsinstrument in einem gewaltvollen und Geschlechterungleichheiten konservierenden gesellschaftlichen System? Denkt man an erwachsene Menschen, so mag es eine realisierbare und mögliche Option sein, auf romantische Liebe zu verzichten – wozu bräuchte man sie auch? Viele Menschen leben nicht in einer Paarbeziehung. In so mancher langjährigen Beziehung ist die Verliebtheit allemal gewichen. Bisweilen ist auch der*die Partner*in verschwunden: in eine neue oder in besser keine Beziehung als in eine schlechte. Vielleicht ist er oder sie auch schon verstorben.

Doch wie ist die Lage, wenn Kinder vorhanden sind? Ist die Liebe im Kontext von Familie, Elternschaft und Kindern auch potentiell überflüssig oder gar schädlich? Nach der Idee der bürgerlichen Kernfamilie, auch genannt »Normalfamilie«, sind beide Eltern in wechselseitiger romantischer Liebe miteinander verbunden und beide Eltern in Elternliebe mit ihren Kindern. Der Mutterliebe kommt, anders als der nicht gleichermaßen existierenden Semantik der Vaterliebe,¹⁵ eine besondere Rolle zu, soll doch der Mutter nichts höher als ihr/e Kind/er sein. Im Zweifelsfall habe sich die gute Mutter ohne Hadern in Selbsthingabe für ihr/e Kind/er aufzuopfern. Wen wundert es insofern, dass – neben weiteren strukturellen Problemen wie der Unvereinbarkeit von Familie und Beruf besonders für Frauen usw. – die Geburten sich auf deutlich niedrigerem Niveau bewegen als im *golden age of marriage and the family*. Aber dies sind nicht die zentralen Fragen dieses Buches. Dessen Thema sind vielmehr Menschen, die sehr wohl Kinder bekommen: Menschen, die eine eigene Familie haben und eine Familie sind – aber sich dabei als Eltern nicht wechselseitig lieben. Schließlich fragt dieses Buch, wie schon der Titel

15 Das männliche Pendant wäre allenfalls die Hingabe für das Vaterland. Während diese an Männer gerichtete Vorstellung seine Wirkmächtigkeit stark einbüßte, kann dies für das Konstrukt der Mutterliebe nicht behauptet werden.

sagt, nach der Zukunft der Liebe. Es bietet keine abschließende Antwort – aber zumindest einige Ideen dazu.

1.2 Elternschaft und Familie im Wandel

Seit den 1970er Jahren wird in der BRD ein Wandel der Formen des Zusammenlebens und von Beziehungsleitbildern zu mehr Egalität konstatiert. Stand hier zu der Zeit das geschlechterungleiche männliche Ernährermodell, bestehend aus dem erwerbstätigen Vater, der liebenden und fürsorgenden Hausfrau-Mutter und ihren leiblichen Kindern, in seiner Blüte, so pluralisierten sich die Lebensformen: Hinzu traten zum Beispiel Doppelverdiener-Paare, Familienernährerinnen, kinderlose Paare, Lebensabschnittsgefähr*innen, Einelternfamilien, heterosexuelle Patchworkfamilien, aber auch gleichgeschlechtliche Paare, polyamore Beziehungen und nichtheterosexuelle Mehrelternfamilien – mitsamt von Co-Parenting-Konstellationen (u.a. Peukert/Motakef/Teschlade/Wimbauer 2018; Wimbauer/Peukert/Motakef/Teschlade 2018). Begünstigt wurde die Pluralisierung der Familienformen durch Individualisierungsprozesse, die Bildungsexpansion und verschiedene Emanzipationsbewegungen der 1960er und 1970er Jahre, durch den ökonomischen Wandel sowie durch Erkenntnisse im Bereich der Reproduktionsmedizin und Reproduktionstechnologien wie In-Vitro-Fertilisation. Diese – durchaus umstrittenen – (bio-)technologischen Neuerungen erlauben es mehr Menschen als früher, eine gewünschte und erstrebte Elternschaft zu realisieren: Seien es zweigeschlechtliche Paare, die früher aufgrund von Unfruchtbarkeit trotz eines Kinderwunsches kinderlos bleiben mussten oder seien es Menschen jenseits der heterosexuellen Dyade, etwa in schwulen oder lesbischen Paaren, die nun auch jenseits eines heterosexuellen Geschlechtsverkehrs Eltern werden können.¹⁶

Damit wird zunehmend uneindeutiger, was und wer eine Familie ist (ebd.): Neben die heterosexuelle bürgerliche Kleinfamilie, bestehend aus Vater, Mutter und leiblichen Nachkommen, treten alleinerziehende Einelternfamilien, Patchworkfamilien (qua Trennung und Wiederverpartnerung

16 Auch früher fanden nichtheterosexuelle Menschen die einen oder anderen Wege, Eltern zu werden. Mögliche Varianten waren aber weniger und die Elternschaft musste oft, etwa als Patenonkel, verheimlicht werden.

eines oder beider Elternteile), Adoptions- und Pflegefamilien. Hinzu kommen nichtheterosexuelle Mehrelternfamilien, die beispielsweise mittels Samenspende oder Tragemutterschaft (rechtlich als sogenannte Leihmuttertschaft bezeichnet) Eltern wurden.¹⁷ Zwar finden sich diese Lebens- und Familienformen zunehmend im gelebten Alltag, dennoch gilt als mindestens implizite Referenz des Familie-Seins in Deutschland weiterhin die bürgerliche Normalfamilie. Lebensformen aus dem LGBTTIQ*A-Spektrum,¹⁸ Ein- und Mehrelternschaften, polyamore oder freundschaftszentrierte Lebensweisen – und eben geplantes, postromantisches Co-Parenting – gelten weiterhin als von der Norm abweichend und werden auch wissenschaftlich weitgehend vernachlässigt.¹⁹ Entsprechend fehlen theoretische und empirische Analysen von Liebe und von Liebesleitbildern in diesen Familien, von deren Wandel und den gesellschaftlichen Implikationen.

Dies gilt besonders für Konzepte von Elternschaft ohne romantische Liebe zwischen den Eltern. Sie stehen daher im Mittelpunkt dieses Buches. Es trägt den Titel »Co-Parenting und die Zukunft der Liebe. Über post-romantische Elternschaft«.

1.3 Begriffsbestimmung von Co-Parenting

Was ist in dem vorliegenden Essay mit Co-Parenting gemeint? Es geht hier nicht um Co-Parenting nach Trennung und Scheidung, also wenn sich ein gegengeschlechtliches Paar trennt und sich Mutter und Vater weiterhin um ihre Kinder kümmern, oder wenn ein*e neue Partner*in eines geschiedenen oder getrennten Elternteils zur Co-Mutter oder zum Co-Vater wird. Hierzu gibt es bereits in der quantitativen Familiensoziologie das eine oder andere Buch, verhandelt wird dies dort in der Regel unter dem abwertenden Begriff der »Stieffamilien« – schon in Grimms Märchen gilt die Stiefmutter als Prototyp

-
- 17 Hier haben die Kinder maximal zwei rechtliche Eltern (i.d.R. einen Vater/eine Mutter; bei Sukzessivadoption zwei Mütter/Väter), zwei (oder bei Tragemutterschaft auch mehr) genetische Eltern, von denen eine oft, aber nicht immer zugleich, Geburtsmutter ist, und häufig noch ein, zwei oder mehr soziale Eltern (oft die Partner*innen der rechtlichen Eltern). Anzahl und Konstellationen von möglichen Eltern werden also komplex.
 - 18 Lesbian, Gay, Bisexual, Transsexuell, Transident, Inter*, Queer, Asexual.
 - 19 Zur Ausnahme etwa das in Kapitel 4 benannte Projekt zu Familien jenseits der Heteronorm.

des Bösen. Auch gibt es zahlreiche psychologische und alltägliche Ratgeber für diese Familie, die dort oft weniger ausgrenzend und bildlich bunter als ›Patchworkfamilien‹ bezeichnet werden.

Das Buch beschäftigt sich vielmehr mit einer besonderen Form von Co-Parenting, eine Familienform, die (jedenfalls in der Gegenwart des globalen Nordens) relativ neu ist: Zwei oder mehr Menschen (egal welchen Geschlechts) entscheiden sich, zusammen eine Familie zu gründen – im Sinne von: gemeinsam Kinder zu haben. Dabei leben die Eltern aber nicht in einer gemeinsamen Paarbeziehung und sind einander nicht in höchstpersönlicher Liebe verbunden.²⁰ Man kann hier verschiedene Konstellationen aufzählen: Seien es homosexuell orientierte Menschen, die gemeinsam eine *Queer Family* gründen, etwa das lesbische Paar, das mit einem befreundeten oder erst noch zu findenden (eventuell) schwulen Mann oder Männerpaar eine Familie gründet und sie dann zu dritt oder zu viert Co-Eltern in einer Mehrelternfamilie sind. Oder die 41-Jährige, der das Studium, der Berufseinstieg und die hohen beruflichen Flexibilitätserfordernisse keine dauerhafte Liebes-Paarbeziehung erlaubten. Vielleicht auch eine Person, deren aktuelle*r Partner*in keine Kinder haben möchte. Oder eine, die von schlechten Erfahrungen aus früheren Beziehungen enttäuscht und verletzt ist und die (derzeit) keine*n Liebespartner*in mehr haben will. Vielleicht auch eine Person, die warum auch immer noch nie eine Liebesbeziehung haben wollte oder schlicht noch niemand passenden für eine dauerhafte Liebesbeziehung gefunden hat. Dies alles (und noch viel mehr) können Konstellationen sein, in denen Menschen ihren Kinderwunsch realisieren, aber dabei explizit kein paarförmiges Liebesglück zwischen den biologisch-leiblichen Eltern erwarten oder möchten.

1.4 Fragen des Buches und Szenarien zur Zukunft der Liebe

Doch welche potentiellen Auswirkungen hat Co-Parenting für die paarförmige Liebe, wenn doch hier romantische Liebe zwischen den biologisch-leiblichen Eltern explizit nicht vorgesehen ist? Diese Frage erhielt bisher im deutschsprachigen Raum keine Aufmerksamkeit, auch nicht in der Kultur-

20 Im Mittelpunkt stehen aktiv geplante Co-Parenting-Konstellationen. Ungeplante, (anfangs) ungewollte (etwa aufgrund einer Trennung oder Scheidung) oder im Lauf der Zeit sich ergebende (etwa Schlender 2019) sind zwar auch möglich, aber hier nicht zentral interessierend (ausführlich siehe Kapitel 4).

oder Familiensoziologie. Sie steht daher im Zentrum dieser Ausführungen. Ich unterscheide zunächst grob zwischen einem positiven und einem negativen Szenario.²¹

Zunächst zur negativen Seite und einigen denkbaren Untergangsszenarien: Führt Co-Parenting, das sich vermutlich weiter verbreitet, letztlich zu einem Ende der Liebe und der Familie, zu einem emotionalen *Dystopia* in einer zweckrationalisierten und entfremdeten Welt? So dürften kulturpessimistische, konservative bis hin zu rechten Stimmen Co-Parenting als eine Verfallsgeschichte deuten, als befürchteten und zu verhindernden Niedergang der modernen Kleinfamilie mit Vater, Mutter und den leiblichen Kindern, als das Ende von (Liebes-)Paarbeziehungen, wie wir sie kennen. Der Weg führt hiernach in ein familiales und soziales Desaster.

Auf der anderen Seite könnte ein Ende der romantischen Liebe – ebenfalls kulturpessimistisch, aber nicht dystopisch – aber auch aus anderen Positionen heraus denkbar und gar angestrebt sein. Hiernach gibt es sehr gute pragmatische und emanzipatorische Gründe, schon die Idee der romantischen Liebe als Beziehungs- und Familiengrundlage zu bezweifeln. So lässt sich fragen, ob die Idee der romantischen Liebe nicht allemal nur ein bloßes Ideal ist, ob die romantische Liebe also ein zwar äußerst wirkmächtiges kulturelles Leitbild darstellt, das aber nur von wenigen und schon gar nicht dauerhaft einlösbar ist? Noch nicht einmal während des *golden age of marriage and the family* der bundesdeutschen 1950er bis frühen 1970er Jahre konnten sich alle Menschen den Luxus einer romantischen Liebesbeziehung leisten, galt es doch zuerst, die ökonomische Existenz zu sichern. Zudem ist romantische Liebe bisweilen eine Illusion, macht doch Liebe sprichwörtlich blind. Und schließlich ist sie oft ein flüchtiges Wesen, mitnichten ein lebenslanges.

Mehr noch: Schon Simmel brachte kulturpessimistisch die oben genannte Tragik der Liebe in Anschlag: »Die Liebe [...] entzündet sich nur an der Individualität und zerbricht an der Unüberwindlichkeit der Individualität« (Simmel 1985a [1921/22]: 274). Liebe, maßlos überfrachtet mit Ansprüchen und Glückserwartungen, ist so von Anbeginn zum Scheitern verurteilt, sie kann ihre eigenen Ansprüche gar nicht erfüllen. Ein weiterer Grund, »warum Liebe weh tut«... – und die Trennungs- wie Scheidungszahlen seit vielen Jahren

21 Die Fragen des Buches und die folgenden Szenarien werden ähnlich, aber kürzer, in Wimbauer (2021) zusammengefasst und sind zuerst in Wimbauer (2017) formuliert worden.

hoch sind. Pragmatisch, praktisch, gut: Auf solche Liebe zu verzichten, bedeutet auch, liebesbedingten Verletzungen, Schmerzen und Enttäuschungen aus dem Weg zu gehen.

Ist Co-Elternschaft also vielleicht ein pragmatischer Weg, eine liebes- und schmerzfreie Elternschaft zu realisieren? Oder transformiert sich die Liebe, öffnet sie sich für neue Familien- und Beziehungsformen, für die derzeit noch die Bezeichnungen fehlen? Kann sie die lange angestrebte Egalität zwischen den Geschlechtern einlösen? Entfaltet sich in der postromantischen Elternschaft ein emanzipatives Potential, das etwa Frauen aus patriarchalen Abhängigkeiten und Unterdrückungen und Menschen – nicht nur aus dem LGBT-TIQ*A-Spektrum – von heteronormativen Herrschaftsverhältnissen befreit? Kündet die postromantische Elternschaft damit gar von einem utopischen, egalitären postgender-Zeitalter?

Emanzipatorisch argumentiert: Ist die romantische Liebe nicht schlicht eine Erfindung des männlichen Bürgertums des mitteleuropäischen 19. Jahrhunderts, mit der letztlich vor allem die bürgerliche Kleinfamilie als hegemoniale Lebensform und die Suprematie des männlichen Familienernährers über die weibliche Hausfrau zementiert werden? Gerade für Frauen bedeutet(e) romantische Liebe, institutionalisiert im Ernährermodell, allzu oft massive wirtschaftliche Abhängigkeit und große Ungleichheiten, zumal Frauen hiernach die unbezahlte Fürsorgearbeit zugewiesen wird – all dies verschleiert und verdeckt durch das zum Herrschaftsinstrument geratene und insofern ideologisch anmutende romantische Liebesideal. Zugleich verweisen spätestens seit dieser Zeit der vergeschlechtlichte romantische Liebeskomplex und die heterosexuelle Matrix (Butler 1990) aufeinander, sind nicht getrennt zu denken. Familien- und Lebensformen jenseits der romantisch codierten, heterosexuellen Zweierbeziehung versprechen also die Befreiung aus überkommenen geschlechter- und begehrens-basierten Machtverhältnissen und Ungleichheiten.

Wie ist es also um die Zukunft der romantischen Liebe bestellt? Verunmöglicht sie sich selbst in Anbetracht der immer weiter steigenden und uneinlösbaren Individualisierungsversprechen? Und wenn die Liebe, so die Diagnose von Eva Illouz, allemal nur schmerzt und weh tut (Illouz 2011), ist es dann für die Einzelnen nicht viel pragmatischer, weil ungefährlicher, weniger schmerzhaft und viel vernünftiger, schlicht auf sie zu verzichten? Und ist romantische Liebe überhaupt unabdingbar notwendig dafür, ein glückliches und gelungenes Familienleben zu führen? Entscheiden darüber nicht vielmehr Verlässlichkeit aufeinander, Verantwortung füreinander, Zuneigung

zueinander – allesamt Werte, denen die unbeständige und unvernünftige Paarliebe womöglich entgegensteht, nicht aber eine dauerhafte, geplante und vernünftige Co-Elternbeziehung?

Mehr noch, sind Familienbeziehungen jenseits romantischer Liebe nicht sogar erstrebenswerter mit Blick auf Geschlechtergleichheit: Sind sie nicht Egalitätsvorreiter, zumal sich hier doch alle Eltern geschlechtsunabhängig gleichermaßen an familialen Aufgaben beteiligen? Gleichsam als familienwie kapitalismusfreundlicher Nebeneffekt lassen sich dabei womöglich auch noch Arbeit und Familie besser vereinbaren, da niemand allein für die unbezahlten Care-Tätigkeiten zuständig ist wie etwa bei den fast 2,6 Millionen Alleinerziehenden in Deutschland (Statistisches Bundesamt 2019b)?

Ist es aus einer feministischen, macht- und herrschaftskritischen Perspektive nicht sogar erforderlich, die hetero- und paarnormative romantische Zweierliebe zu entzaubern und zu entmachten und den vielfältigen anderen marginalisierten oder nicht denkbaren Formen und Inhalten von Liebe oder Verantwortungsübernahme endlich ein gleichwertiges gesellschaftliches Existenzrecht zu verschaffen? Und brauchen wir angesichts der sich beständig ausweitenden Care-Krise und allseitiger Erschöpfungen natürlicher und personaler Ressourcen nicht sehr dringend Konzepte und Realisierungen von verlässlicheren kollektiven Verantwortungszusammenhängen als die per se fragile romantische Zweierbeziehung, die auch die Elternpaar-Kind-Beziehung fragil werden lässt?

Kurz gesagt, Co-Parenting könnte sich damit als *pragmatisches, egalitäres* oder *utopisches* Familienmodell der Zukunft erweisen – oder aber als *Dystopie*: Ermangeln Familienbeziehungen ohne Gattenliebe nicht ihrer emotionalen Fundierung? Sehnen sich die Menschen nicht doch nach der (Paar-)Liebe – beziehungsweise können nur diese denken? Steigert sich bei mehreren Eltern die Komplexität der familialen Beziehungen nicht in eine verwirrende Vielfalt bis ins Beliebige oder Erratische, was u.a. das Kindeswohl bedroht? Ist also die Zweierelternbeziehung nicht doch auch ganz praktisch? Und nicht zuletzt: Ist der romantische Liebeskomplex nicht viel zu tief in allen gesellschaftlichen Bereichen herrschaftlich fundiert, als dass er sich so einfach transzendieren ließe? Vielleicht erweist sich aber auch jede Beziehungsform letztlich als ambivalent.

Co-Parenting und *Future Love*: eine Verfallsgeschichte, eine Entwicklung der Emanzipation oder eine hochgradig ambivalente Angelegenheit? Sicher scheint nur: Neue Vergemeinschaftungsformen und Verantwortungsgemeinschaften erfordern neues, offenes Denken. Das vorliegende Essay möchte

diesbezügliche Zukunftsszenarien kultur- wie strukturtheoretisch systematisch durchleuchten. Nicht zuletzt sollen dabei auch gesellschaftspolitische Herausforderungen thematisiert werden, etwa: Welche rechtlichen und gesellschaftlichen Diskriminierungen erleben Co-Parenting-Familien? Welche rechtlichen Absicherungen von Mehrelternfamilien (auch von heterosexuellen) wären auszubauen, welche sozialen Ungleichheiten abzubauen?

Hierzu habe ich gesellschafts- und kulturtheoretische Überlegungen sowie Literaturstudien angestellt und empirische Daten – vor allem Interviews, aber auch andere – analysiert. Dabei konnte ich auch auf meinen empirischen und geistigen Forschungsfundus aus über 20 Jahren Paar- und Liebesforschung zurückgreifen.²² Dabei habe ich mich auch auf verschiedene Weisen kreativ an das neue Phänomen angenähert: mittels Beobachtungen, Analysen von Blogs und Ratgeberliteratur, von Theaterstücken und Performances, mittels zweier *Gallery Walks*,²³ (Gruppen-)Diskussionen und Gesprächen, mittels Interviews mit Expert*innen und insbesondere mittels Interviews mit fiktischen oder potentiellen Co-Eltern sowie anderen liebenden oder nicht (romantisch) liebenden Menschen/Paaren/Freund*innen (ausführlich siehe Kapitel 4.3).

1.5 Aufbau des Buches

Im Zentrum steht die Frage, welche Aspekte von Co-Parenting theoretisch und empirisch für welches der eröffneten Szenarien – Dystopie, pragmatisch-egalitäres Zukunftsmodell oder gar egalitäre postgender-Utopie – sprechen. Daher beschäftige ich mich in Kapitel 2 zunächst theoretisch mit der Liebe: Nach einem sehr kursorischen Blick auf ihre Geschichte stelle ich das Leitbild – oder Leidsbild – der romantischen Liebe etwas ausführlicher vor. Dabei gehe ich auch auf die damit verbundenen Konzepte der Hetero- und Paarnormativität ein und weiter darauf, was die romantische Liebe theoretisch leistet, aber auch auf Schwierigkeiten und Paradoxien. Kapitel 3 beschäftigt sich mit

22 U.a. Wimbauer (2003, 2012); Wimbauer/Motakef (2017a,b, 2019, 2020a); Rusconi/Wimbauer/Motakef et al. (2013); Solga/Wimbauer (2005); Aunkofer/Wimbauer/Neumann et al. (2019); Wimbauer et al. (2018); Peukert et al. (2018); Peukert/Teschlade/Motakef/Wimbauer/Holzleithner (2020a,b).

23 Hier haben insgesamt etwa 85 Personen auf zwei wissenschaftlichen Konferenzen zweieinhalb Stunden über das Phänomen Co-Elternschaft diskutiert.

der modernen Kernfamilie, die auf der durch romantische Liebe abgesicherten lebenslangen Bindung der beiden Ehe-Partner*innen beruht. Deren leibliche Kinder gelten als Ausdruck und höchste Vollendung dieser Liebe (Lenz 2009: 277). Aufgezeigt werden einige ihrer Stärken, aber auch Herausforderungen und Fallstricke der modernen Kleinfamilie. Weiter gehe ich kurz auf den gesellschaftlichen Wandel und auf die Vervielfältigung von Familie und Elternschaft ein, woraus sich ein Verständnis von Familie als Herstellungsleistung ergibt. Im Anschluss an das Konzept des »Doing Family« (u.a. Jurczyk/Lange/Thiessen 2014) lege ich die dem Buch zugrunde liegende erweiterte Definition von Familie vor, nach der Familie überall da ist, wo dauerhaft und verlässlich Verantwortung füreinander übernommen wird.

Ab Kapitel 4 rückt die besonders interessierende Familienform, das Co-Parenting, ins Zentrum: Nach einer nochmaligen Erläuterung des zugrunde liegenden Verständnisses von Co-Parenting werden das methodische Vorgehen und das herangezogene Datenmaterial vorgestellt. Danach folgen die Ergebnisse der explorativen Überlegungen: Welche Beweggründe, Hoffnungen und Ängste hegen die Co-Eltern vor der Familiengründung (Kapitel 5)? Welche Emanzipationspotentiale bergen Co-Parenting und Familie-Sein jenseits der romantischen Paarbeziehung (Kapitel 6)? Und wie ist es um die Herausforderungen, Fallstricke und strukturellen Schwierigkeiten des Co-Parenting jenseits der romantischen Liebe bestellt (Kapitel 7)?

In Kapitel 8 fasse ich die Ergebnisse zusammen und komme auf die verschiedenen Szenarien – Pragmatik, Egalität, Emanzipation, Utopie oder Dystopie – zurück (Kapitel 8.1 bis 8.4). Kapitel 8.5 benennt hieraus resultierenden (gesellschaftspolitischen) Handlungsbedarf und Kapitel 8.6 Themen für weitere Forschungen. Zu guter Letzt werden in Kapitel 9 einige Alternativen zur durchaus besitzindividualistischen romantischen Zweierliebe – per se und als Basis von Familie – vorgestellt. Diese reichen von antinatalistischen Konzepten über das Matriarchat bis hin zu vielfältigen, transformierten und transzendierten Formen von ›Liebe‹ ... na, lesen Sie es selbst!

